

Gerhard Stickel

EIGENE UND FREMDE SPRACHEN IM VIELSPRACHIGEN EUROPA¹

A. Eigene Sprache(n)

Bis vor wenigen Jahren konnte man auf manchen Autos den Aufkleber sehen: „Wir alle sind Ausländer“ oder „Jeder ist Ausländer – fast überall“. Bezogen auf unser heutiges Thema ließe sich dieser Spruch abwandeln zu: „Jede Sprache ist eine Fremdsprache – fast überall“. Jede Sprache – also auch die eigene. Und in Umkehrung dieser Betrachtungsrichtung gilt dann auch: „Jede Fremdsprache ist eine eigene Sprache – für irgendjemand“. Ich will nun keine allgemeinen Überlegungen zu dem Begriffspaar „Das Eigene und das Fremde“ anstellen und auch keine Vorschläge für neue Autoaufkleber oder Sprühgraffiti machen, sondern Ihnen nur einige Gedanken zu dem Generalthema der heute beginnenden Ringvorlesung vortragen, also zu „Sprachen und Sprachenpolitik in Europa“. In diesem thematischen Rahmen möchte ich mich etwas näher mit der Frage befassen, was eine eigene Sprache ist, werde dann auch erörtern, wodurch und in wie weit dieses sprachliche Eigentum beeinträchtigt wird oder gar gefährdet werden könnte. Dabei werde ich auch auf den oft diskutierten Einfluss des Internets auf die Sprachentwicklung eingehen. Meine Überlegungen werden weitgehend Plausibilitätsbetrachtungen bleiben. Nur bei einigen Detailpunkten kann ich mich auf Ergebnisse empirischer Untersuchungen stützen. Im Übrigen habe ich bei „eigener Sprache“ in erster Linie die Sprache im Sinn, die auch die eigene Sprache der meisten von Ihnen ist, also Deutsch.

Deutsch ist eine der 11 Amts- und Arbeitssprachen der Europäischen Union und eine von rund 100 Sprachen in ganz Europa, wenn auch alle autochthonen Regional- und Minderheitensprachen gezählt werden.² Daß die sprachliche Vielfalt Europas erhaltenswert ist, weil sie konstitutiv ist für die kulturelle und gesellschaftliche Vielfalt unseres Kontinents, ist längst zu einer als Topos verwendbaren Binsenwahrheit geworden.

1 Auf Wunsch des Autors in neuer Rechtschreibung.

2 Siehe hierzu Nelde, Peter Hans: Europäische Sprachenpolitik. In: Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften / Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (Hrsg.): „Werkzeug Sprache“ – Sprachpolitik, Sprachfähigkeit, Sprache und Macht. Hildesheim / Zürich / New York 1999, 35-56, S. 38.

Auch das Europäische Parlament und der Ministerrat haben sich schon entsprechend erklärt: Im Beschluss Nr. 1934/2000/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 17.6.2000 über das Europäische Jahr der Sprachen 2001 heißt es u.a.: „(4) Alle Sprachen Europas in mündlicher wie schriftlicher Form haben den gleichen kulturellen Wert und die gleiche kulturelle Würde und sind ein Bestandteil der europäischen Kultur und Zivilisation“.

Lassen Sie mich einem der Gründe dafür nachgehen, warum dieser Topos passt, warum die Binsenwahrheit wahr ist. Wahr nicht im Sinne einer deskriptiven Feststellung, sondern als gut begründetes normatives Ziel. Das übergreifende Argument ist: Die europäische Vielsprachigkeit ist wichtig, weil die einzelnen Sprachen wichtig und wertvoll sind. Und der Wert der einzelnen Sprachen liegt vor allem darin, daß sie die *eigenen* Sprachen ihrer Sprecher und Sprachgemeinschaften sind.

„Eigene Sprache“ hat wenigstens zwei Lesarten, die letztlich nur verschiedene Aspekte desselben Gegenstands sind: Zum einen ist sie das individuelle Sprachvermögen, das heißt etwa in meinem Fall, die Menge der grammatischen Regeln und lexikalischen Einheiten, der Text- und Diskurskonventionen, in denen ich mich äußern, mit denen ich sprachlich handeln kann und in denen ich ohne zusätzliche Anstrengung Äußerungen anderer Menschen verstehe, sofern dafür kein besonderes Sachwissen erforderlich ist. Sie ist die Sprache, die ich als Muttersprache zuerst erworben habe, in der ich aufgewachsen und sozialisiert worden bin. (Entsprechendes gilt derzeit noch für die jeweils eigenen Sprachen der meisten Menschen in Europa). Meine eigene Sprache ist aber nicht in gleicher Weise mein Eigentum wie mein Fahrrad oder meine Bücher, denn ich kann sie nicht ohne weiteres veräußern. Auch wenn ich sie an jemand anderen weitergebe, behalte ich sie. Die Weitergabe meiner Sprache kann ja nur Sprachunterricht für andere Menschen sein. Die eigene Sprache ganz aufzugeben, hieße Sprachlosigkeit, falls man nicht die eigene durch eine andere Sprache ersetzt, was mir selbst große Mühe bereiten würde. Die Aufgabe der eigenen unter Aneignung einer anderen Sprache geschieht nur selten und allenfalls unter extremen Lebensbedingungen³ und ist mit zunehmendem Alter immer weniger möglich.

Die Frage, inwieweit man den Gebrauch der eigenen Sprache partiell durch den Gebrauch einer anderen ersetzen kann, ob Funktionen, die

3 Zu solchen Extrembedingungen gehörten etwa die von deutschen Juden, die während der Nazizeit emigrierten oder flohen und von denen sich danach viele in den USA oder Israel weigerten Deutsch zu gebrauchen.

mit der eigenen Sprache verbunden sind, auch mit einer anderen geleistet werden können, gehört zu den Problemen der innereuropäischen Kommunikation, für die sich bisher noch keine einleuchtenden und praktikablen Lösungen abzeichnen. Ich komme darauf noch zurück. Die meisten Menschen geben nur widerstrebend Funktionen der eigenen Sprache an andere Sprachen ab. Es gibt solche Funktionsabgaben, wenn etwa auch deutsche Komponisten im 18. Jahrhundert meinten, Opern nur zu italienischen Libretti komponieren zu dürfen, oder heute auch deutschsprachige Popsänger glauben, sich musikalisch nur auf Englisch ausdrücken zu können. Von solchen kommunikativ eher peripheren Domänen abgesehen, wird der Einzelne nicht ohne Not oder handfeste Interessen auf den Gebrauch der eigenen Sprache verzichten. Denn über die eigene Sprache verfügt man nun einmal sicherer als über andere Sprachen. Man möchte möglichst optimal kommunizieren, möchte in den eigenen sprachlichen Handlungsmöglichkeiten nicht gegenüber anderen Menschen benachteiligt sein, und das ist in der eigenen Sprache am ehesten gewährleistet.

Von ihrer Unveräußerbarkeit abgesehen, gehört mir meine eigene Sprache auch nicht wie meine Hände oder meine Haare, über die nur ich allein verfüge. Über meine Sprache verfügen auch andere Menschen. Dies verweist auf den zweiten Aspekt von „eigener Sprache“, nämlich von Sprache als kollektivem Besitz mehrerer oder sogar vieler Individuen. Damit ich sprechen und schreiben, hören und lesen, sprachhandeln kann, kann meine Sprache nicht mein ausschließliches Eigentum sein, sie muss auch anderen Menschen gehören, den Menschen, die an meiner Sprache teilhaben, die sich mehr oder weniger nach der gleichen Grammatik im weiten Sinn sprachlich verhalten. In meinem Fall sind es die deutschsprachigen Menschen, von denen ich zwar die allermeisten gar nicht kenne, die sich aber besonders gegenüber anderssprachigen Menschen durch die gemeinsame Sprache verbunden fühlen. Meine „eigene Sprache“ also als „unsere Sprache“ einer Sprachgemeinschaft. In manchen Ländern ist die gemeinsame Sprache ein wichtiges Merkmal für die Zugehörigkeit der Bürger zu ihrem Staat.

Eine weitere Lesart von „eigener Sprache“ können wir weitgehend unberücksichtigt lassen, nämlich die des Ideolekts, also der Spezifika des Sprachgebrauchs eines einzelnen Menschen, die für ihn charakteristisch sind: Eigentümlichkeiten der Aussprache, eine Vorliebe für einzelne syntaktische Konstruktionen, für bestimmte Wörter und Wendungen, vielleicht auch solche, die vom Sprachgebrauch anderer Menschen merklich abweichen. Ein solcher Ideolekt ist in seiner Besonderheit nur möglich

und wahrnehmbar auf dem Hintergrund einer gemeinsamen Sprache vieler Menschen.

In und mit seiner eigenen Sprache erfährt und strukturiert das Individuum wesentliche Teile seiner Welt.⁴ Die eigene Sprache wird nie als Sprache allein, als bloßes Inventar von Wörtern und grammatischen Regeln erlernt, sondern praktisch im Prozeß der sich entwickelnden Welt-erfahrung des Kindes. Die Wahrnehmung der eigenen Lebenswelt ist unlösbar an sprachliche Erfahrungen gebunden. Sie wird zunächst von Äußerungen der Eltern und anderer nahestehender Menschen begleitet und später, auch unabhängig von unmittelbaren sinnlichen Erfahrungen, zunehmend sprachlich vermittelt. Das Allermeiste, was wir von unserer Welt wissen, haben wir ja nicht selbst unmittelbar erlebt, sondern aus mündlichen und schriftlichen Äußerungen anderer Menschen erfahren und erschlossen, teilweise aus visuellen Reproduktionen und Abbildern, aber auch diese durchweg sprachlich interpretiert. Dies geschieht während der Kindheit und meist auch während der Adoleszenz ganz oder überwiegend in der eigenen Sprache, die als Erstsprache erlernt worden ist.

Unsere Sozialisation, die Erfahrung und Einübung von Gemeinschaft, unsere Einordnung in unterschiedliche soziale Strukturen, erfolgen weitgehend in der eigenen Sprache, sofern wir nicht emigrieren. Besonders die Organisation von Zusammenarbeit und Arbeitsteilung, die rechtliche und politische Gestaltung des Zusammenlebens geschehen sprachlich, und zwar in der Sprache, die den kleineren und größeren Gruppen und Gesellschaften eigen ist. Die eigene Sprache schafft historische Kontinuität sozialer Gruppen und Staaten, soweit diese sich über eine gemeinsame Sprache definieren. Das gilt nicht für alle europäischen Staaten, auch nicht für die in der Europäischen Union. Mehrsprachige Staaten bedürfen aber besonderer Regelungen für das sprachliche Miteinander ihrer Bürger, Regelungen, die es bekanntlich für Europa bisher nicht gibt.

Wissen über Vergangenes außerhalb der eigenen Biographie kann nur vermittelt, und zwar überwiegend sprachlich vermittelt, erworben werden.⁵ Die Geschichte einzelner Menschen, von gesellschaftlichen

4 Daß Welterfahrung und Sprachhandeln an die eigene Sprache gebunden sind, zumindest von ihr mitgeprägt werden, ist in der Sprachphilosophie in der Tradition W. von Humboldts immer wieder betont worden, letztlich auch in der Philosophie des späten Wittgensteins, für den Sprache eine „Lebensform“ ist.

5 Auf den Zusammenhang zwischen der Geschichtlichkeit von Sprachen und Einstellung zur „eigenen Sprache“ hat schon Richard Hönigswald eindringlich hingewiesen: „Die Sprachen selbst sind durch und durch Geschichte, d.h. Ueberlieferung.

Gruppen, von Staaten und Kontinenten, ist sprachlich aufgehoben und sprachlich zugänglich. Nicht in beliebigen Sprachen, sondern in den eigenen Sprachen der Historiographen und Geschichtslehrer, die in ihren Berichten und Analysen Daten zu Fakten verbinden und deuten. Die aspektreiche Geschichte der europäischen Länder und Regionen mit ihren politischen Erfahrungen, wissenschaftlichen und kulturellen Traditionen wird in Texten vermittelt, und zwar Texten der einzelnen Sprachen, welche die jeweiligen Sichtweisen prägen und nicht uneingeschränkt in einander übersetzbar sind. (In Parenthese gesagt: Die europäische Geistesgeschichte ist auch eine Übersetzungsgeschichte, die Geschichte der verschiedensprachigen Übersetzungen und Adaptationen lateinischer und griechischer Texte und von Texten aus den jeweils anderssprachigen Literaturen des Mittelalters und der Neuzeit, einschließlich der dabei in die Zielsprachen transportierten Umdeutungen und Missverständnisse.)

Die eigene Sprache ermöglicht die Wahrnehmung und Schaffung von Literatur, die dem Einzelnen in anderen Sprachen nur mit Mühe, wenn überhaupt möglich ist. Einem Text in einer gänzlich unbekannten Sprache kann man keine inhaltliche oder ästhetische Wirkung abgewinnen, jedenfalls keine, die über bloß akustische Reize hinausgeht. Die lautlichen und morphologischen Eigenschaften der jeweiligen Sprache erlauben die Gestaltung lyrischer Texte, deren formale Qualitäten in andere Sprachen kaum übertragbar sind. Das kulturelle Selbstverständnis einer Gesellschaft beruht auch auf Literatur, die in der eigenen Sprache dieser Gesellschaft verfasst ist, auch wenn die ungleiche Verteilung von Literaturkenntnissen selbst wiederum zu sozialen Unterscheidungen führt. Der literarische Reichtum Europas gründet auf den verschiedenen entwickelten Sprachen, die von den Autoren als Erstsprachen erworben wurden bzw. die sie sich in selteneren Fällen als zusätzliche Sprachen zu Eigen gemacht haben. Das ebenfalls reich entwickelte Übersetzungsweisen in Europa setzt die eigenen Sprachen der Autoren wie auch die der Übersetzer voraus.

Manche Menschen sind in und mit mehr als einer Sprache aufgewachsen, etwa als Kinder verschiedensprachiger Eltern. Sie könnten also von ihren beiden oder gar mehreren eigenen Sprachen reden und gehö-

Und nur weil sie es sind, verbindet den Sprechenden mit ihnen jenes gefühlsmäßige Verhältnis, das sich auf elementare Weise in der Gewissheit offenbart, eine Sprache als die „seinige“ bezeichnen zu dürfen. Es ist diejenige, in der er sich selbst traditions-, d.h. geschichtsgebunden weiß; diejenige, von der es [...] gilt, daß sie ‚für ihn‘ denkt. Sie denkt für ihn, weil er ‚in ihr‘ denkt.“ (Hönigswald, Richard: Philosophie und Sprache. Basel 1937, 166f.)

ren damit auch zu zwei oder mehr Sprachgemeinschaften. Für die meisten Europäer trifft das bisher nicht zu, womit ich freilich nicht andeuten will, daß Einsprachigkeit normaler oder natürlicher sei als Mehrsprachigkeit. Viele Menschen sind partiell mehrsprachig: Sie haben sich zusätzlich zu ihrer Erstsprache eine oder mehrere andere Sprachen angeeignet, die ihnen aber nicht so eigen sind wie ihre Erstsprache, weil sie sich in ihnen nicht so gut, vielleicht nur erheblich schlechter äußern können als in ihrer Erstsprache. „Eigene Sprache“ und „Erstsprache“ sind deshalb nicht völlig synonym. Für die allermeisten Deutschen aber dürfte nur ihre Erstsprache uneingeschränkt die eigene Sprache sein. Anteile an anderen Sprachen zu haben, vergrößert das sprachliche Eigentum, ermöglicht dem Einzelnen über seine primäre Sprachgemeinschaft hinaus zumindest eine partielle Zugehörigkeit auch zu anderen Sprachgemeinschaften. Es erweitert unsere Welterfahrung und die Möglichkeiten zum kommunikativen Handeln über die eigene Sprachgemeinschaft, das eigene Sprachgebiet hinaus. Das ändert aber nichts daran, daß den meisten von uns die eigene Sprache wichtiger bleibt als andere Sprachen.

Eine Differenzierung ist bei den „eigenen Sprachen“ noch erforderlich. Ich habe darunter bisher stillschweigend Sprachen wie Deutsch, Niederländisch, Französisch und andere verstanden, die von ihren Sprechern als Erstsprachen erworben und in den jeweiligen Staaten oder Regionen in den Schulen gelehrt und als Amtssprachen gebraucht werden, d.h. die Varietäten dieser Sprachen als Hochsprachen. Die Identifikation der Menschen mit der Standardvarietät ihrer eigenen Sprache ist am deutlichsten in Situationen des Sprachkontakts, also bei Begegnungen mit anderen Sprachen. Neben oder unterhalb der überregionalen Standardsprache gibt es bekanntlich andere Varietäten, besonders die Dialekte und regionalen Umgangssprachen. Diese werden von vielen Menschen der jeweiligen Region oder sozialen Gruppe ebenfalls als eigene Sprachen angesehen. Sie geben ihrem Dialekt, ihrer Umgangssprache für bestimmte Situationen und Funktionen den Vorzug gegenüber der Standardsprache (u.a. in der Familie, am Arbeitsplatz). Die Standardsprache hat jedoch gegenüber der einzelnen Mundart oder Umgangssprache den Vorteil größter funktionaler, regionaler und sozialer Reichweite im gesamten Sprachgebiet. Hochdeutsch wird in Deutschland, wenn auch nicht von allen Menschen in allen Situationen aktiv gebraucht, doch von den allermeisten verstanden. In der Standardsprache wird sprachgebundenes Wissen erworben und vermittelt, das über die jeweilige Region oder soziale Gruppe hinausreicht; in ihr interagieren auch Men-

schen verschiedener regionaler und sozialer Herkunft, und in ihr erfahren sie sich als Angehörige einer Sprachgemeinschaft größter Extension. Um die Standardsprachen geht es meist bei inner- und zwischenstaatlichen Sprachkonflikten, und um die Standardsprachen geht es in erster Linie bei Befürchtungen, Planungen und Überlegungen zur sprachlichen Zukunft Europas.

Zusammenfassend lassen sich also folgende Gründe nennen, warum die eigene Sprache, insbesondere in ihrer Ausprägung als Standardsprache, für den einzelnen Menschen wie für die Gesellschaft wichtig ist, der er angehört:

1. In und mit der eigenen Sprache erfährt und strukturiert der einzelne Mensch wesentliche Teile seiner Welt.
2. Über die eigene Sprache verfügt er sicherer als über andere Sprachen. Er kann in ihr besser verstehen, agieren und reagieren.
3. Die eigene Sprache schafft Gesellschaft als Kommunikationsgemeinschaft. In ihr versteht sich der Einzelne als soziales Wesen.
4. In ihr ist die Geschichte und Kultur der eigenen Gruppe und Gesellschaft aufgehoben und wird in ihr vermittelt. Sie schafft historische Kontinuität sozialer Gruppen und Staaten, soweit diese sich auch über eine gemeinsame Sprache definieren.
5. Sie ermöglicht die Schaffung und Wahrnehmung von Literatur, die dem einzelnen in anderen Sprachen nur schwerer, wenn überhaupt möglich ist.

Hinzu kommt ein weiterer Punkt, der bisher nicht angesprochen worden ist:

6. Dem einzelnen Menschen ist die Mitwirkung an der Entwicklung der eigenen Sprache in anderer Weise möglich als an der anderer Sprachen.

Veränderungen einer Sprache (Bildung neuer Wörter und Wendungen, grammatische Neuerungen) gehen durchweg von Mitgliedern der eigenen Sprachgemeinschaft aus. Man nimmt sie von diesen eher hin als Veränderungen, die von außen der Sprachgemeinschaft aufgedrängt werden. Die derzeit lebhaft diskutierten Anglizismen werden den Deutschen nicht von Briten oder Amerikanern empfohlen oder gar aufgezungen, sondern von den Deutschen selbst oder einem Teil von ihnen in den eigenen Sprachgebrauch übernommen. Die vielkritisierte sich

ausbreitende Hauptsatzwortstellung (Verbzweitstellung) nach *weil* (*weil ich hab das nicht gewusst*) übernehmen die meist jüngeren Deutschen nicht von deutschsprechenden Amerikanern oder Franzosen, die Probleme mit der deutschen Wortstellung haben, sondern von anderen deutschsprachigen Menschen, deren Sprachgebrauch sie nachahmen. In seiner oft auch irrationalen und nicht immer sinnvollen Kritik an Sprachveränderungen gibt der Einzelne seinen Besitzanspruch und seine Mitverantwortung für die gemeinsame eigene Sprache zu erkennen.

Dafür, daß eine Sprache als wertvolles Eigentum angesehen wird, das man bewahren und zur Not auch schützen muss, gibt es viele Anzeichen, auch abgesehen von staatlicher Sprachpolitik, die sich in erster Linie als staatlich organisierter Unterricht in der Landessprache bzw. den offiziellen Sprachen des Landes auswirkt. Anzeichen über den Deutschunterricht hinaus sind auch in Deutschland erkennbar, wo es anders als etwa in Frankreich oder den Niederlanden nur schwächer entwickelte Traditionen staatlich organisierter und geförderter Sprachpflege gibt. Ich gebe hierzu nur ein Beispiel, das zunächst auf das Gegenteil zu verweisen scheint. Bei einer ganz Deutschland umfassenden Repräsentativumfrage vor drei Jahren erklärten mehr als die Hälfte der Befragten (56,5%), an sprachlichen Fragen wenig oder gar nicht interessiert zu sein.⁶ Nahezu gleichzeitig zu dieser Erhebung wurde in ähnlichen Umfragen ermittelt, daß 75% der Befragten eine Reform der deutschen Rechtschreibung ablehnten,⁷ die nur wenige Details der bis dahin geltenden orthographischen Norm betraf.

Auf die öffentliche Diskussion der Rechtschreibreform will ich hier nicht weiter eingehen. Sie hatte ja zeitweise Symptome eines orthographischen Kulturkampfes. Ich erwähne diesen Streit im Zusammenhang mit unserem Thema nur als kennzeichnend für das Bedürfnis vieler, auch sprachlich eher desinteressierter Menschen, ihre eigene Sprache vor merklichen Veränderungen zu bewahren, selbst wenn diese nicht einmal den Kern der Sprache, sondern nur ihre graphische Außenseite betreffen. Die Ablehnung der neuen Rechtschreibung wurde durchweg mit der Befürchtung begründet, die eigene Sprache werde durch die Änderungen gefährdet oder beschädigt. Empfindlich waren die Reaktionen wohl auch deshalb, weil sie sich auf Veränderungen einer

6 Siehe hierzu: Stickel, Gerhard / Volz, Norbert 1999: Meinungen und Einstellungen zur deutschen Sprache. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung. amades 2/99, Mannheim (IDS), S. 15 f.

7 Nach Eroms, Werner: Die Rechtschreibreform in der öffentlichen Meinung. In: Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Institut für Deutsche Sprache: Jahrbuch 1998. Berlin / New York 1999, 194-224, S. 202.

sprachlichen Ausdrucksebene bezogen, deren Norm unter besonderen Anstrengungen erst nach dem primären kindlichen Spracherwerb gelernt wird. Das bewusst Gelernte wird anscheinend entschiedener verteidigt als das mehr oder weniger unbewusst Erworbene.

Auch gegen merkliche Veränderungen des Wortschatzes, in neuerer Zeit besonders durch Anglizismen, gibt es Widerstand, der sich aber in Deutschland bisher noch nicht ganz so entschieden artikuliert wie der gegen orthographische Neuerungen. Der ohnehin für Veränderungen offene Wortschatz wird anscheinend weniger aufmerksam gehütet als die rigiden Normen der Schreibung. Bei der erwähnten Umfrage waren es rund 50% der sprachinteressierten Befragten, die sich gegen Veränderungen des Wortschatzes durch Anglizismen aussprachen. Auch die Kritik an den Anglizismen, der Widerstand gegen ihren allfälligen Gebrauch, wird meist mit der Sorge vor einer Beschädigung oder gar dem Verlust der eigenen Sprache begründet. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß als Beispiele für unliebsame Anglizismen durchweg keine schwer zugänglichen Exotismen genannt werden, sondern meist Ausdrücke wie *cool*, *kids* und *okay*, d.h. Wörter, die keine Verstehensschwierigkeiten bereiten.⁸ Sie werden offensichtlich in ihrer symbolischen Qualität der Anderssprachigkeit abgelehnt. Verbunden damit ist oft auch der Vorwurf an die Menschen, die unbekümmert Ausdrücke aus dem Englischen in den eigenen Sprachgebrauch übernehmen, sie handelten unverantwortlich gegenüber der gemeinsamen eigenen Sprache. Auch von den anderen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft wird also Sprachloyalität gefordert. Inzwischen hat sich der Widerstand gegen den Gebrauch von Anglizismen sogar als Verein organisiert, der in nur drei Jahren über 11.000 Mitglieder gewinnen konnte. Da Walter Krämer, der Gründer und Vorsitzende des Vereins Deutsche Sprache e.V., erst in zwei Wochen an dieser Stelle vortragen wird,⁹ möchte ich auf diesen Verein und seine Ziele nicht weiter eingehen. Ich wünsche Herrn Krämer jedenfalls kritische Zuhörer, die von Sprache soviel verstehen wie er von Wirtschaftsstatistik.

Loyalität gegenüber der eigenen Sprache, Bemühungen um ihren Schutz und ihre Weiterentwicklung sind nicht in allen Sprachgemeinschaften gleich stark ausgeprägt. Die Reaktionen der Deutschen auf gesteuerte oder ungesteuerte Änderungen ihrer Sprache sind bisher noch relativ moderat im Vergleich zu den Schutz- und Behauptungsbe-

8 Hierzu Stickel / Volz 1999, op.cit. S. 19 f.

9 Walter Krämer: Anglizismen und kein Ende? Vortrag am 22.05.2001 in der Universität München (in diesem Band S. 83ff).

mühungen etwa der Franzosen, der Polen oder auch kleinerer Sprachgruppen. Man denke nur etwa an die Basken, die auch für ihre Sprache mit drastischen Aktionen kämpfen. Die Basken erwähne ich selbstverständlich nicht als Vorbild für sprachpflegerische Aktivitäten in Deutschland. Sie sind mir lediglich ein deutlicher Beleg gegen die verbreitete Annahme, Sprachentwicklung werde in erster Linie von ökonomischen Interessen beeinflusst. Es gibt für die Basken keine erkennbaren ökonomischen Gründe, weiterhin Baskisch zu reden und zu schreiben, genauer gesagt, mehr Baskisch zu gebrauchen, als ihnen bis zum Ende der Franco-Zeit erlaubt war. Der entscheidende Grund scheint zu sein, daß sie genau dies wollen.

Die rund 95 Millionen deutschsprachigen Menschen in Europa haben derzeit zumindest auf den ersten Blick wenig Grund zu der Befürchtung, ihnen solle ihre eigene Sprache beschädigt oder gar genommen werden. Von den deutschsprachigen Minderheiten in Staaten mit anderen dominanten Sprachen sehe ich in diesem Zusammenhang ab. Anders als z.B. Basken, Bretonen und Sorben muss bisher kein germanophoner Deutscher seine Sprache im eigenen Land gegen eine andere offizielle oder kooffizielle Sprache behaupten. Entsprechendes gilt für die deutschsprachigen Österreicher und Schweizer. Behaupten müssen allenfalls Dialektsprecher ihre Varietät des Deutschen gegenüber der Standardsprache. Niemand käme aber auf den Gedanken, Oberbairisch, Mecklenburger Platt, Sächsisch oder Schwäbisch als überregionale Verkehrssprache oder gar Amtssprache durchsetzen zu wollen.

Von der Bedeutung und den Funktionen der eigenen Sprache komme ich nun zur Frage ihrer möglichen oder tatsächlichen Gefährdung. In der sprachkritischen und sprachpolitischen Diskussion, die in Deutschland und in ähnlicher Weise auch in einigen anderen europäischen Ländern geführt wird, werden Gefährdungen in den sich ändernden Gebrauchsbedingungen für die eigenen Sprachen gesehen. Ich will nur auf zwei Entwicklungsbereiche eingehen, denen negative Auswirkungen auf die vorhandenen Sprachen zugeschrieben werden: die kommunikative Internationalisierung und die kommunikationstechnische Globalisierung.

B. Internationalisierung

Unter kommunikativer Internationalisierung möchte ich die Zunahme an sprach-grenzenüberschreitenden Kontakten besonders in Wirtschaft, Politik und Wissenschaft verstehen. Handel und Wandel über Sprach-

grenzen hinaus hat es schon immer gegeben. Schon die alten Griechen haben mit anderssprachigen Völkern, mit Barbaren also, nicht nur Kriege geführt, sondern auch gehandelt und Verträge geschlossen. Zu den keltischen und germanischen Stämmen kamen aus Rom nicht nur Legionäre, sondern auch Händler und später auch Missionare. In neuester Zeit haben die Begegnungen zwischen verschiedensprachigen Menschen gerade in Europa an Intensität und Häufigkeit gewaltig zugenommen, und das nicht nur, weil es erheblich mehr Menschen als in der Antike und im Mittelalter gibt. Mit der Entwicklung der modernen Verkehrswege und –mittel, der weitgehenden Öffnung der Grenzen und mit den modernen Kommunikationstechniken sind Begegnungen mit anderssprachigen Menschen nicht auf wenige Händler, Boten, Diplomaten, fahrende Scholaren und Handwerksburschen beschränkt. Jeder kann nahezu mühelos in eine anderssprachige Region reisen, und sei es als Tourist. Jeder kann, auch ohne zu reisen, fremdsprachige Zeitungen und Bücher lesen und Radio- und Fernsehsendungen in anderen Sprachen empfangen. Durch die Internationalisierung von Wirtschaftsprozessen, durch staatenübergreifende politische Zusammenschlüsse wie die Europäische Union, durch organisierte wissenschaftliche Kooperation und kulturellen Austausch werden Kontakte zwischen verschiedensprachigen Menschen immer alltäglicher und selbstverständlicher. Die Frage, wer wann und wo mit wem worüber in welcher Sprache spricht, stellt sich deshalb für immer mehr Menschen immer häufiger.

Dabei läßt sich aber für das vielsprachige Europa, speziell die Europäische Union, wenigstens eine Grobunterscheidung treffen, nämlich die zwischen den sogenannten „großen“ und den „kleinen“ Sprachen. Unter „kleinen“ Sprachen will ich die Regional- und Minderheitensprachen verstehen, die in den jeweiligen Staaten nicht als Amtssprachen gebraucht werden, sondern allenfalls als kooffizielle Sprachen gelten. Auch diese Sprachen sind ihren Sprechern als eigene Sprachen wertvoll und wichtig. Zu den Regional- und Minderheitensprachen hat der Europarat vor gut acht Jahren eine Charta beschlossen (am 5.11.1992), die inzwischen von den meisten europäischen Staaten ratifiziert worden ist (in Deutschland am 8.7.1996). Zweifellos ist es gut und richtig, daß die sogenannten „kleinen“ Sprachen nun Schutz und staatliche Förderung genießen. Es ist aber auch kennzeichnend für die sprachliche und sprachenpolitische Situation in Europa, daß eine entsprechende Charta für die sogenannten „großen“ Sprachen bisher fehlt und auch nicht abzusehen ist, ob und wann es zu einer solchen Charta kommen könnte. Dabei sind gerade die „großen“ europäischen Sprachen und ihr Verhältnis zu-

einander eine Herausforderung für eine kreative und weitschauende Sprachpolitik. Die kleinen Regional- und Minderheitensprachen machen einen Teil des sprachlichen Reichtums von Europa aus. Sie stellen aber kein spezielles Problem dar für das Miteinander der Sprachen insgesamt. Daß etwa spanische Basken sich mit Bretonen aus Nordfrankreich und mit Sorben aus der Lausitz treffen und darüber diskutieren oder gar streiten, in welcher Sprache sie sich verständigen sollen, ist ziemlich unwahrscheinlich, weil es kaum Gelegenheiten dazu gibt. Basken, Bretonen, Sorben und andere Minderheiten müssen aber ihre eigenen Sprachen gegenüber der umgebenden Mehrheitssprache behaupten, also Spanisch, Französisch und Deutsch.

Wahrscheinlicher und tatsächlich viel häufiger als Begegnungen zwischen Angehörigen verschiedener Minderheiten sind solche zwischen Sprechern mit Deutsch, Spanisch, Französisch, Italienisch oder Englisch als Erstsprachen: Begegnungen im Bereich der internationalen Politik, im Wirtschaftsleben, bei wissenschaftlichen Kontakten und im Tourismus. Bei solchen Kontakten stellt sich die Frage, wie verschieden-sprachige Sprecher miteinander kommunizieren können, akuter und dringender. Diese Frage wird heutzutage oft so gelöst, daß man Englisch als Verkehrssprache benutzt, meist auch nur eine reduzierte „internationale“ Varietät des Englischen, die man neuerdings auch BSE nennt: **Bad Simple English**. Der Trend zum BSE reicht bekanntlich über Europa hinaus. Die weltweite zunehmende Verflechtung wirtschaftlicher Prozesse und politischer Beziehungen drängt schon aus ökonomischen Gründen zu sprachlicher Vereinfachung und Vereinheitlichung. Erhalt und Weiterentwicklung der vielen vorhandenen Sprachen stößt sich an den Effizienzanforderungen der internationalen Kommunikation. Von Vertretern der Wirtschaft und manchen Politikern wird immer wieder erklärt, der Gebrauch von **einer** Sprache sei billiger und zeitökonomischer als etwa das Miteinander, manchmal auch Gegeneinander von derzeit 11 Amtssprachen in der Europäischen Union, von den Regional- und Minderheitensprachen ganz zu schweigen.

Die Entwicklung der europäischen Sprachen, vielleicht auch die der europäischen Varietäten des Englischen,¹⁰ kann hierdurch längerfristig Nachteile erleiden, besonders dann, wenn Englisch nicht nur als prakti-

10 Diese Vermutung wird gestützt durch eine detaillierte Prognose des „British Council“. Hierzu: Graddol, David: *The Future of English*. London (The British Council) 2000. Auch als „free download“ auf dem Internet erhältlich unter: www.britishcouncil.org/english

sche Hilfssprache für internationale Begegnungen verwendet wird, sondern auch national als dominantes Kommunikationsmedium in ganzen fachlichen Domänen. Die meisten deutschen Naturwissenschaftler, viele Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler publizieren bekanntlich nur noch auf Englisch. Einige große multinationale Wirtschaftskonzerne mit Sitz in Deutschland haben auch für ihre deutschen Mitarbeiter Englisch als Konzernsprache eingeführt. Hierdurch wird in diesen Domänen die deutsche Sprache mit ihrer reich entwickelten naturwissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Terminologie abgewertet. Wenn diese Entwicklung sich verstärkt und ausweitet, könnte sich in Deutschland und auch den anderen deutschsprachigen Staaten und Regionen eine Diglossie entwickeln. Dabei würden wichtige Angelegenheiten in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft zunehmend auf Englisch oder BSE verhandelt, und der Gebrauch von Deutsch beschränkte sich schließlich nur noch auf Familie, Freunde und Folklore.

Zur Zeit schätze ich die Gefahr, daß es schon bald dahin kommt, nicht als sonderlich groß ein. Auf Symptome für einen Widerstand gegen eine solche Entwicklung habe ich ja schon hingewiesen. Die Gefahr eines partiellen Funktionsverlustes der deutschen Sprache ist aber speziell im Bereich der Wissenschaften akut gegeben. Wenn Naturwissenschaftler und auch manche Sozialwissenschaftler immer ausschließlicher ihre Arbeiten auf Englisch publizieren, auf Englisch vortragen und diskutieren, ist abzusehen, daß deutsche Physiker, Biologen und Chemiker sich schon in einigen Jahren zu Themen aus ihrem Fach auf Deutsch gar nicht mehr äußern können, und zwar nicht nur untereinander, sondern erst recht nicht gegenüber interessierten Laien. Zu den Laien gehören bekanntlich ja auch die Vertreter der jeweils anderen Wissenschaften. Das geschieht dann nicht nur aus mangelnder Gewöhnung, sondern weil das Deutsche nicht mehr entsprechend dem wissenschaftlichen Fortschritt in diesen Fächern weiter entwickelt wird und damit als Fachsprache unbrauchbar wird. Eine solche Entwicklung könnte nicht nur die deutsche Sprache betreffen, sondern mehr oder weniger auch andere europäischen Sprachen mit ihren wissenschaftlichen Traditionen. Dies ist eines der Motive, auch über eine Charta der Mehrheitssprachen der europäischen Staaten nachzudenken. Auf sprachpolitische Fragen, vielleicht auch die nach einer europäischen Sprachencharta, wird vermutlich Herr Kollege Ehlich in seinem Vortrag noch näher eingehen.¹¹ Die

11 Konrad Ehlich: Europa der Sprachen – Mehrsprachigkeit oder Einsprachigkeit? Vortrag am 15.5.2001 in der Universität München (in diesem Band S. 33ff).

internationale Kommunikation in den Wissenschaften würde sich aber durch eine solche Charta nur bedingt beeinflussen lassen. Hier kommt es auf den Sinn für Sprachloyalität der Wissenschaftler selber an. Sie sollten nicht darauf verzichten, ihre Forschungsbeiträge weiterhin auf Englisch oder einem naturwissenschaftlichen BSE zu veröffentlichen, aber eben nicht ausschließlich. Zu erreichen ist eine entwickelte Zweisprachigkeit, wenn nicht gar Mehrsprachigkeit, auch in den bisher ins Englische auswandernden Wissenschaften, eine Zweisprachigkeit, die es dem Einzelnen aufgibt, sich über seine Forschungen auch in der eigenen Sprache zu äußern.

C. „Global village“ durch Internet?

Gravierende Probleme für die weitere Entwicklung der eigenen Sprache, in unserem Fall das Deutsche, werden auch in der „Globalisierung“ durch neue Medien, besonders das Internet, gesehen. Schlagwort ist das „global village“. Auch hierzu abschließend einige Bemerkungen.

Seit Marshal McLuhans „Understanding Media“ (1964) und seinen weiteren Publikationen¹² meint „global village“ die heutige Welt, von der angenommen wird, daß sie dank der neuen vernetzten technischen Kommunikationseinrichtungen mehr und mehr Eigenschaften eines Dorfs annehme. Zu den Eigenschaften, die man einem Dorf im herkömmlichen Sinn zuschreibt, gehören Überschaubarkeit und wechselseitige Kenntnis der Bewohner. Im Dorf kennt jeder jeden, und - von dauerhaften Feindschaften abgesehen, die es auch in dörflichen Gemeinschaften gibt - spricht jeder mit jedem. Dies aber trifft für die Welt, in der wir heute leben, nicht zu. Gerade unter Bewohnern moderner Industrie- und Dienstleistungsstaaten mit ihrer hochentwickelten Kommunikationstechnik ist das Gefühl verbreitet, daß „man kaum jemanden kennt“. In den Wohnblocks der Städte kennt man oft nicht einmal die Namen der Wohnungsnachbarn auf der selben Etage. Anders als auf den Dorfwegen grüßen sich die Stadtmenschen nicht auf der Straße. Wer auf der Straße nach dem Weg fragt, entschuldigt sich beim Angesprochenen für die verbale Kontaktaufnahme. Charakteristisch für unsere Welt ist also weniger das Dorf als die Großstadt bis hin zur Megapolis, in der das

¹² Siehe auch: McLuhan, Marshal / Powers, Bruce R.: The Global Village. Der Weg der Mediengesellschaft in das 21. Jahrhundert. Jungfermann Verlag 1989. (McLuhan starb 1980)

sprachlose anonyme Nebeneinander von Menschen herrscht, die in U-Bahn und Bus sogar Blickkontakt vermeiden.

Aber auch in Städten wird kommuniziert: am Arbeitsplatz, beim Einkauf, in Familie, religiöser Gemeinschaft, Verein und Freundeskreis. Jeder einzelne Stadtbewohner betreibt sein kleines oder größeres Netzwerk aus persönlichen Beziehungen, das sich über die Stadt und darüber hinaus erstreckt. Die vielen einzelnen Netzwerke fügen sich jedoch nicht zu einer Gesamtheit zusammen, bieten nicht ähnlich wie ein Dorf allen Beteiligten eine gemeinsame Heimat, in der sie andere erkennen und selbst wahrgenommen werden. Die Dorfmetapher ist allenfalls wieder anwendbar auf das individuelle Netz aus familiären Bezügen, Freundschaften und Bekanntschaften, das der einzelne moderne Stadtmensch mit und ohne technische Hilfsmittel unterhält, sozusagen sein Dorf in der Stadt.

Daß dieses dorfartige Beziehungsnetz einzelner Menschen dank Telefon und Internet regional immer weniger beschränkt ist, sich über Länder und Kontinente erstrecken kann, macht aber die Welt insgesamt nicht zum Dorf. Die kommunikativen Netze der einzelnen Beteiligten bleiben meist getrennt voneinander und sind oft auch nur kurzlebig. Wenn die ganze Weltbevölkerung mit Computern und Internetanschlüssen ausgestattet wäre – wovon wir noch weit entfernt sind –, würden hieraus nur technische Gemeinsamkeiten, keinesfalls aber eine Gemeinschaft aller Internet-Nutzer entstehen, ein dorfähnlicher Kommunikationsraum, in der jeder jeden kennt, schon gar nicht. Das gemeinsame technische Medium des Internets verbindet die Gesamtheit der Beteiligten ebensowenig, wie Papier und Druckerschwärze eine weltweite Gemeinschaft von Buch- und Zeitungslesern bilden kann. Das Internet verbindet also nicht die ganze Welt zu einem kommunikativen Dorf. Eher hilft es, eine Vielzahl dorfähnlicher Kommunikationsstrukturen zu unterhalten, die miteinander nichts oder nur wenig zu tun haben.

Kritik an Marshal MacLuhans „global village“ ist nicht neu. Sie soll hier auch nicht weiter ausgeführt werden, da sie unsere Frage nach der Bedeutung der eigenen Sprache im Internet nur zum Teil betrifft. Ich will auch keinesfalls eine kulturkritische Klage über das Internet anstimmen, zumal ich dessen Vorzüge selbst gern nutze. Wichtig ist mir aber, daß die schier unendlichen kommunikationstechnischen Möglichkeiten, die das Internet bietet, die Bedeutung der eigenen Sprache nicht mindern oder relativieren. Die spezifische Technik der Geräte, Übertragungswege und der Software ist nicht an einzelne Sprachen gebunden. Beschränkungen im Vorrat an graphischen Zeichen sind überwunden oder über-

windbar. Selbst nichtalphabetische Schriften können dargestellt und übertragen werden. Auch indem es Kommunikation ermöglicht, die über territoriale Sprachgrenzen hinausreicht, macht das Internet die verschiedenen Sprachen nicht überflüssig. Dagegen spricht unter anderem die Sprachpraxis im Netz. Nachdem die allermeisten Nachrichten im Internet zunächst englisch waren, ist der relative Anteil englischsprachiger Internettexte in den letzten Jahren immer weiter gesunken. 1995 waren über 80% englischsprachige Surfer im WWW, 1999 noch 59%, inzwischen vermutlich weniger als die Hälfte. Der Anteil der Nichtenglischsprachigen nimmt weiter zu.¹³

Das Internet bringt für den Gebrauch und die Erhaltung der eigenen Sprache sogar bestimmte Vorteile. Anders als in der Vergangenheit sind die Menschen heutzutage immer weniger an ihre herkömmlichen geographischen Sprachgebiete gebunden. Die zunehmende Mobilität durch Arbeitsmigration, grenzüberschreitende Ausbildung, berufliche und touristische Reisetätigkeit bewirkt, daß immer mehr Menschen sich zeitweise außerhalb ihres sprachlichen Herkunftsgebiets in Territorien mit anderen dominanten Sprachen aufhalten. Wie schon das Telefon ermöglicht es das Internet, in der eigenen Sprache mit der Familie, mit Freunden und Kollegen in Verbindung zu bleiben. Von manchen Arbeitsmigranten und Studenten im Ausland weiß man, daß sie über das Netz auch die gewohnte Heimatzeitung lesen. Das Internet ermöglicht es so dem Einzelnen, auch in der Sprachfremde wenigstens partiell in der sprachlichen Heimat zu bleiben.

Zweifellos wirkt sich das Internet schon jetzt auf den konkreten Sprachgebrauch und damit vermutlich auch auf die weitere Entwicklung der einzelnen Sprachen aus. Es entstehen neue Text- und Diskursformen. Die schriftliche Oralität, die als charakteristisch für bestimmte Arten des Sprachgebrauchs im Internet gilt,¹⁴ sollte aber nicht als Symptom von Sprachverfall angesehen werden, sondern als Anzeichen eines kreativen Umgangs mit der eigenen Sprache auch über deren herkömmliche geographische Verteilung hinaus. Das Internet gefährdet also in dieser Hinsicht die eigenen Sprachen und die Sprachenvielfalt insgesamt gar nicht, eher kompensiert es die problematischen Auswirkungen der Mobilität für das Weiterbestehen von Sprachgemeinschaften.

13 lt. Internet World vom 30.1.01 mit Bezug auf eine Studie von Computer Economics vom 20.9.99: www.computereconomics.com/content/eb/ecs990801.html

14 Hierzu die Beiträge von Wilfried Schütte und Werner Kallmeyer in: Sprache und neue Medien. Institut für deutsche Sprache – Jahrbuch 1999. Berlin / New York 2000, S. 142-178 bzw. S. 292-316.

Technisch erleichtert und beschleunigt das Internet auch die Begegnung von Menschen mit unterschiedlichen Erstsprachen. Solche Begegnungen nehmen mit der Internationalisierung wirtschaftlicher und politischer Aktivitäten zu, gerade auch in der Europäischen Union. Bei solchen Begegnungen liegt es nahe, daß die Partner mangels ausreichender Kenntnisse einer oder beider eigener Sprachen in eine dritte Sprache als Hilfs- und Verkehrssprache ausweichen. Und die ist, wie schon erwähnt, bekanntlich meist Englisch bzw. BSE. Der Gebrauch von Englisch zu Lasten der eigenen Sprachen der Partner wird aber durch das Internet nicht verursacht oder gefördert, sondern nur in seiner Häufigkeit erleichtert. Die kommunikationspraktischen Vorteile, die Englisch als „lingua franca“ bietet, und die Probleme, die hieraus für die weitere Entwicklung anderer Sprachen entstehen, sind nicht internetspezifisch. Als Hilfs- und Arbeitssprache wird Englisch ja auch ohne elektronisches Medium bei internationalen Geschäftsverhandlungen, in Hotellobbys und Taxis fremder Städte gebraucht, ganz abgesehen von den schon erwähnten Wissenschaftlern, die nur noch auf Englisch publizieren.

Die Vorteile, die das Internet für den Gebrauch und den Erhalt der eigenen Sprache trotz zunehmender Mobilität bietet, und die Nachteile, die es durch die technische Erleichterung des vermehrten Gebrauchs einer „lingua franca“ zu Lasten der eigenen Sprache mit sich bringt, vermag ich nicht zu quantifizieren und damit auch nicht gegeneinander abzuwägen. Ich hoffe, aber plausibel gemacht zu haben, daß das Internet als Medium gegenüber der Vielfalt der noch bestehenden Sprachgemeinschaften neutral ist. Es schafft nicht das große kommunikative Dorf, in dem viele oder gar alle Internetbenutzer eine Gemeinschaft bilden und ihre Heimat finden. Es zwingt nicht zum Gebrauch von Englisch als globaler Verkehrssprache, erleichtert ihn aber, so wie es auch den Gebrauch beliebiger anderer Sprachen über große und kleine Distanzen hinaus ermöglicht.

D. Zurück zu den eigenen Sprachen in Europa

Ich schlage deshalb vor, das mit dem Internet fälschlicherweise suggerierte „global village“ für die Erörterung der Sprachensituation in Europa nicht zu wichtig zu nehmen. Selbstverständlich müssen wir die vielfältigen neuen kommunikativen Möglichkeiten berücksichtigen, die uns das Internet zusammen mit anderen neuen Medien bietet. Dies liefert uns aber noch keine Antworten auf die grundsätzliche Frage: Wie läßt

sich der Gegensatz zwischen der Forderung nach Kommunikationsökonomie in Europa einerseits und dem Wunsch nach Erhalt und Weiterentwicklung der eigenen Sprachen der Europäer und der darauf gründenden kulturellen Vielfalt Europas andererseits überwinden? Grundvoraussetzung ist die Anerkennung des Wertes auch der anderen Sprachen, die ihren Sprechern als eigene Sprachen ebenso wertvoll sind wie uns die eigene Sprache. Diese Anerkennung müssen wir selbstverständlich auch von den andern Europäern für unsere eigene Sprache erwarten.¹⁵

Zu den partiellen Lösungen für die Aufgaben der interlingualen Verständigung gehört sicherlich die zunehmende Mehrsprachigkeit auch in den bisher überwiegend einsprachigen Staaten, Regionen und sozialen Gruppen. Sofern wir selbst noch nicht mehrsprachig sind, müssen spätestens unsere Kinder und Enkel zur eigenen Sprache möglichst zwei weitere hinzulernen, und zwar so, daß sie diese Sprache aktiv benutzen können. Hinzu kommen sollte möglichst auch noch die rezeptive Kenntnis von weiteren Sprachen, das heißt, die Fähigkeit, Äußerungen in diesen Sprachen zu verstehen, ohne sie selbst sprechen oder schreiben zu können. Für uns wie für andere Europäer gilt: Wer seine eigene Sprache erhalten will, muss auch andere Sprachen lernen. Es liegt nahe, daß eine der beiden aktiv nutzbaren Fremdsprachen als grenzüberschreitende Hilfssprache in Situationen gebraucht wird, in denen Kenntnisse in einer oder mehreren eigenen Sprachen der Partner fehlen. Und diese Hilfssprache wird für längere Zeit wohl Englisch sein. Das sollte nicht immer wieder kritisiert und beklagt werden. Denn wenn es schon eine brauchbare Hilfssprache für kommunikative Notsituationen gibt, sollte man sie weiter nutzen. Zur Förderung der europäischen Mehrsprachigkeit aber und damit auch zur Erhaltung und Weiterentwicklung unserer eigenen Sprache ist es wichtig, daß wir in allen anderen Situationen unsere Sprache oder die unserer jeweiligen anderssprachigen Partner gebrauchen.

15 Hierzu im Einzelnen: Siguan, Miquel: Die Sprachen im vereinten Europa. Tübingen 2001, bes. S. 174 ff. (Original: Siguan, Miquel: La Europa de las lenguas. Madrid 1996.)